

*Schoen, Wilhelm von:* Alfons X. von Kastilien. Ein ungekrönter deutscher König. (111 S.) München 1957, F. Bruckmann. DM 8,50.

1257 wählte eine Reihe der Kurfürsten Alfons X. von Kastilien, Sohn der Beatrix von Schwaben, einer Enkelin Friedrich Barbarossas, zum deutschen König. 19 Jahre kämpfte er um Anerkennung, kam nie nach Deutschland und verzichtete 1275 zugunsten Rudolfs von Habsburg. Die gediegene Darstellung, die mehr auf dem Schrifttum als auf den Quellen aufbaut, ist nicht so sehr ein Lebensbild wie ein Zeitgemälde. Die politische Verflochtenheit, die geistige und kulturelle Einheit der Christenheit, das wissenschaftliche Streben, die Kämpfe um den Glauben, die Fragen der Duldung gegenüber den Andersgläubigen werden deutlich. Alfons X. der Weise war kein glücklicher Soldat und auch kein zäher Politiker; dafür aber erwarb er sich hohe Verdienste um das Recht, die Sprache, die Wissenschaft und die Kunst, war Anreger, freigebiger Förderer und Mitbewerber um die Palme der Wissenschaft und den Lorbeer der Dichtung. Den Himmel und die Sterne betrachtend, verlor er die Erde, wie schon im 17. Jahrhundert Juan de Mariana SJ schrieb. In den Fragen des politischen Rechtes sind jedoch seine Auffassungen, wenn auch in uns fremder Terminologie, noch heute wichtig. Das Wertvollste des Buches ist aber die Erkenntnis der trotz aller gegensätzlichen Interessen vorhandenen Einheit des christlichen Europas. Sie erscheint in ihrer ganzen lebendigen Farbigkeit auch in der Studie von Hermann J. Hüffer, Sant' Jago (96 S.) München 1957, Oldenbourg. DM 5,40, die die Entstehung, Bedeutung, Ausbreitung des Jakobuskultes in Spanien und Europa und zumal in Deutschland schildert. Hier wurden im 11. und 12. Jahrhundert über 500 Kirchen zu Ehren dieses Apostels gebaut. Santiago de Compostela war der beliebteste Wallfahrtsort neben Rom und Jerusalem und die „europäischste“ Stadt Spaniens.

H. Becher SJ

*Murray Kendall, Paul:* Richard III. (489 Seiten) München 1957, Georg D. W. Callaway. DM 19,80.

Der von fast allen Geschichtsschreibern als grausam verschrieene, im Drama Shakespeares als Unhold verfluchte letzte König aus dem Hause York (1483–1485) war in Wirklichkeit ein ganz anderer Mensch. Die Tudor-Geschichtsschreibung hat sein Bild verfälscht. Der Leser dieser auf eine außerordentliche Quellenkenntnis aufgebauten Biographie sträubt sich anfangs dagegen, eine solche Umschreibung der Geschichte anzuerkennen. Aber er wird durch Murray Kendall überwunden. Die Rosenkriege brachten eine solche zügellose Grausamkeit mit sich, durch die die Feudalzeit sich

selbst zerstörte. Richard war seinem Bruder Eduard IV. in echter Treue verbunden, obwohl dieser ihn durch seine Lebensführung oft genug zurückstieß. Als er starb, ernannte er Richard zum Protektor seines minderjährigen Sohnes. Intrigen der Gegenpartei zwangen Richard, sich Eduards V. und seines Bruders zu bemächtigen. Als sich ein Makel der Geburt der Königssöhne herausstellte, ließ sich Richard verleiten, sich selbst zum König zu machen. Er hatte freilich den ersten Erbspruch auf die Krone. Die Ermordung der Kinder, die allgemein dem neuen König zugeschrieben wird, fällt ihm jedoch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit nicht zur Last. Richard war nicht, wie Shakespeare ihn darstellt, körperlich verkrüppelt. Es fehlte ihm aber alles Blühende und Strahlende einer lebenswürdigen Persönlichkeit. Er zeigte aber auch nicht eine konsequente Unbarmherzigkeit, mit der er sich hätte durchsetzen können; er verzicht leicht, war freigebig und vor allem bestrebt, Gerechtigkeit zu üben. Das Buch vermittelt auch eine tiefe Kenntnis der ganzen Zeitlage: das Erlöschen des Treuebegriffes der Feudalzeit, die Sonderbestrebungen des hohen Adels, der noch nicht aufgerufen war, der Regierung den Gehorsam zu leisten, wie es der Absolutismus forderte, das Machtstreben des hohen Klerus, das Aufblühen der Stadtkultur, Behaglichkeit und Uppigkeit der Lebensführung auf den Schlössern der Reichen, in den Städten auch in den Klöstern, der Einbruch des Humanismus, die allmähliche Entwicklung von Parlament und Rechtsprechung.

So steht Richard III. hineingeboren in ein Gewirr von Genuß, Gewalt und Leidenschaft, am Ende des Mittelalters, eine tragische Figur, der man aber eine gewisse Größe, vor allem Mut und Sinn für Rechtlichkeit nicht absprechen kann. Das Buch bereitet auch das Verständnis für die Tudorzeit, insbesondere weshalb Heinrich VIII. die Reformation durchsetzen konnte. Der Verfasser (und auch der Übersetzer) sind nicht immer sicher in der Darstellung der katholischen Auffassungen und Gebräuche.

H. Becher SJ

*Höfele, Karl Heinrich:* Rienzi. Das abenteuerliche Vorspiel der Renaissance. Janus-Bücher Bd. 10. (96 S.) München 1953, Oldenbourg. DM 3,20.

Was die Humanisten nur auf literarischem Felde durchsetzten: die Wiedererweckung der Antike, das suchte der römische Notar Cola di Rienzo auch politisch zu verwirklichen, Roms Größe und Macht sollten wiedererstehen. Aber er blieb eigentlich ein Zwitter: zu viel Buchhumanist, um die wirklichen Möglichkeiten zu erkennen und den rechten Einsatz der verfügbaren Mittel zu handhaben — und zu viel Praktiker, um

sich zu begnügen, altes Gedankengut geistig zu übernehmen und literarisch zu verbreiten. Ueberdies gab er sich keine Rechenschaft über die geschichtlich bedingte äußere Organisation des Papsttums, die sich auch politisch ausdrückte, und ließ sich, durch wirkliche oder vermeintliche Mißstände verwirrt, zu einem recht verstiegenen Spiritualismus verleiten. Dadurch kam er in Gegensatz zum Stuhl von Avignon und erschwerte sich die Erreichung seiner nächsten Ziele: im zerrütteten Rom Ordnung und Gerechtigkeit herzustellen. So waren von Anfang an alle Knoten für einen tragischen Verlauf seines Lebens geschürzt.

Höfele hat sich tief in die Ereignisse jener Zeit versenkt und schildert das Schicksal seines Helden, in dem sich die Wende vom Mittelalter zur Moderne eindrucksvoll verkörpert, in den lebhaftesten Farben. Leider muß auch darauf hingewiesen werden, daß er in seiner Darstellung den damaligen Päpsten nicht gerecht wird. Man lese seine Ausführungen über Avignon und besonders über Johannes XXII. (1316 bis 1334) und vergleiche sie mit dem, was Ludwig Hertling über das gleiche Thema in seiner „Geschichte der katholischen Kirche“ (Berlin 1949) S. 197 ff. sagt. Auch Hertling sieht die Übel und Mißstände, und doch ist sein Urteil viel ausgewogener. Gerade was er über das Finanzgebahren der Avignoner Kurie im allgemeinen und Johannes' XXII. im besonderen sagt, hätte berücksichtigt werden müssen (200/201). Soweit Höfele Petrarca zitiert, gilt folgender Satz: „Wohl am meisten... hat das Urteil der Nachwelt Petrarca beeinflusst... Petrarca war aber selbst ein eifriger Pfründenjäger, und das Viele, das ihm in Avignon bewilligt wurde, genügte ihm bei weitem nicht; daher die Erbitterung“ (201).

Was die „Weltfrömmigkeit der Alten“ angeht, so scheinen uns die Dinge weniger einfach zu liegen als H. annimmt (24/25). Und daß der „Mensch als Maß aller Dinge Mittelpunkt des Philosophierens und Dichtens“ gewesen sei (25), bedarf zum mindesten, was die größten griechischen Philosophen angeht, einer wesentlichen Einschränkung.

G. F. Klenk SJ

*Reinhold, Peter: Maria Theresia. (357 Seiten) Wiesbaden 1957, Insel-Verlag. Ln. DM 19,80.*

*Lavater-Sloman, Mary: Herrin der Meere. Elisabeth I. Königin von England. (543 S.) Zürich 1956, Artemis-Verlag. Ln. DM 24,—.*

Reinhold war Publizist, Gelehrter und Minister. Dem Publizisten verdanken wir die sprachliche Kraft und Schönheit, dem Gelehrten die Quellenkunde, Belesenheit und das historische Unterscheidungsvermögen, dem Minister die Kunst des Abwägens und der Gerechtigkeit dieses wahrhaft großen

Buches. So mag es vielleicht dazu beitragen, die Fälschungen, Einseitigkeiten und Verschweigungen der borussischen Geschichtsschreibung zu beseitigen. (Doch wird das Buch auch Friedrich II. gerecht). R. nennt Maria Theresia herrschsüchtig. Ob das Wort richtig ist? Zweifellos hatte sie Freude am Herrschen und Regieren; es war aber doch wohl die Verantwortung und die Pflichttreue, die durch diese Freude ergänzt und erhöht wurde, nicht aber die ungezügelter Leidenschaft, die andere um ihr Recht bringt, was sie beseelte. Die religiöse Haltung der Kaiserin ist nicht vergessen, aber sie wird nur beiläufig erwähnt. Die eigentliche religiöse Tiefe der Frau und Mutter ihrer Familie und ihrer Völker mit den Konflikten, die sie mit sich führte (etwa ihre Stellung zu Aufklärung und Jesuiten), kommt zweifellos zu kurz. Wer glaubt, daß die Politik den Charakter verderbe, wird aus diesem Buch sehen, daß es schwer, aber etwas unvergleichlich Hohes ist, dem Recht zu dienen, das den Staatsmann immer wieder vor dieselben Entscheidungen stellt.

M. Lavater-Sloman will in ihrer Elisabethbiographie einen historisch-wissenschaftlichen Bericht in dichterischer Sprache geben. Sie gibt aber nur die herkömmliche Elisabethlegende. Macht und Erfolg sind die höchsten Maßstäbe. Bei wichtigen Fragen (M. Stuart; Katholikenverfolgung), die der Verfasserin selbst wohl schwierig schienen, beruft sie sich auf die herkömmliche Literatur, einseitig aus Voreingenommenheit oder weil die Quellen noch nicht erschlossen waren. Zuweilen werden Anschauungen unserer Zeit (Sport — Sixtus V., ein Mann von Sportsgeist! —, Freiheit — demokratische Gesinnung) in das 16. Jahrhundert übertragen. Wenn wir auch unsere Auffassungen von dem Verhältnis von Staat und Religion nicht von Elisabeth verlangen, so kann man sie doch auch nicht einen Menschen nennen, dessen „Kern an Wert und Härte einer Perle“ glich. Von Christus ist als von dem „Begnadenen, der einst die Predigten der Liebe hielt“ die Rede (53). Wissenschaftlich ist das Buch von nur ganz geringem Wert. Der Leser wird unter diesen Umständen auch die dichterische Sprache nur als bunten Flitter empfinden: Der Gehalt ruft nach dem Wort; aber das Wort ruft auch nach dem Gehalt. Bemalte Gipsstatuen wollen wir nicht mehr.

H. Becher SJ

*Regele, Oskar: Feldmarschall Radetzky. Leben, Leistung, Erbe. (555 S.) Wien 1957, Herold. DM 35,80.*

In einer kühlen, vom Aktenstudium zeugenden Sprache gibt der Verf. ein Lebensbild des berühmten Feldmarschalls, aus militärischer, militärpolitischer und staatspolitischer Sicht. Die jeder Gemütsbewe-